

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Buch meines Lebens**

Erinnerungen

**Vierordt, Heinrich**

**Stuttgart, [1924]**

9. Abschnitt. Bei den Soldaten (1877/1878)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

## 9. Abschnitt

### Bei den Soldaten (1877/1878)

Am 1. Oktober 1877, meinem zweiundzwanzigsten Geburtstag, trat ich als Einjährig-Freiwilliger in das 1. Badische Leibgrenadierregiment Nr. 109 zu Karlsruhe ein. Meine Lockenhaare fielen unter klirrendem Scherenschnitt, und der schwere Diensthelm mit seiner geringen Ausdünnungsfähigkeit hatte mich bald der letzten Überbleibsel einstiger Herrlichkeit beraubt; diesem zielgerechten Haarausraufer widerstanden selbst die borstenwüchsigsten Bauernhaarböden nicht.

Ich wurde der achten Kompagnie unter Hauptmann von Böklin, mit zwei Schicksalsgenossen, Spieß und Kuhn, zugeteilt. Zunächst wurden wir Einjährige — es mochten so dreißig sein — unter gemeinsamer Fuchtel eingedrillt, um die dringlichsten Neulingskünste zu erlernen und in sechs-wöchiger Lernzeit der Einstellung in die verschiedenen Kompagnien entgegenzureifen. In den ersten Tagen, noch in Bürgerkleidung, wurden wir auf dem vorderen Kasernenplatze — wo sich jetzt das stattliche Gebäude der Reichspost erhebt — dermaßen mit „Raillieren“ hin und her gesprengt, daß uns Hören und Sehen vergingen. Einer — E. F. Ditto Müller aus Bremen, nachmals einer der bedeutendsten, verdienstvollsten Großkaufleute der badischen Hauptstadt — trug gar noch seinen englischen Zylinderhut, was sich bei dem affenmäßigen Durcheinandergewirbel sehr belustigend ausnahm. Ein teuflisch böser Unteroffizier, namens Regenscheit, der in abscheulichen Ausdrücken kein Hehl daraus machte, bis auf's Blut uns schinden zu wollen, hätte das Zeug dazu gehabt, den Soldatendienst uns jungen, vom besten Willen beseelten Leuten vom ersten Tag an gründlich verhaßt zu machen, hätte nicht der menschlich fühlende Feldwebel Neudob, dem das Herz am rechten Flecke saß, Einsehen gehabt und Einhalt geboten. Jener grausame Blutschinder wurde durch eine brauchbarere Kraft, den „gebildeten“ Unteroffizier Köhl, ersetzt.



Einer der ältesten Leute meines Zugangs, bereits wohlbestallter Lehr-  
amtspraktikant — er wurde nachmals ein ausgezeichnete Schulmann in  
Mannheim —, Otto Hammes, pflegte bei schon etwas entwickelter Feist-  
leibigkeit auf den Befehl „Stillstand!“ noch eine Art letzten, erschöpften  
Nachschnaufers zu tun und dabei seinen Nachbar in Unruhe zu versetzen.  
Ergrimmt stürzte der Unterweisungsoffizier, Leutnant Jägerschmid, auf den  
Nebenmann des Hammes zu: „Mensch, wollen Sie endlich gleich still-  
stehn?“ Dieser, angstverdattert, stottert zu seiner Entschuldigung: „Der  
Herr Hammes drückt!“ Als habe er seinen Ohren nicht getraut, erstarrte  
der Offizier förmlich und rief nach kurzer Versteinungspause: „Feldwebel  
Neudold, kommen Sie mal her! Sie, wiederholen Sie dem Feldwebel,  
was Sie mir soeben sagten!“ Der Unglückliche, noch furchtverwirrter,  
stammelt nochmals die lächerlich-verhängnisvollen Worte. Nunmehr los-  
brechend, herrschte der Leutnant den Einjährigen an: „Ja, seit wann gibt's  
denn in Reih und Glied Herren? Man sagt: Der Hammes drückt!“

Vor dem Mühlburger Tore rechter Hand, wo jetzt der schlanke Bau der  
Alt-katholischen Auferstehungskirche in die Lüfte ragt, war eine Lichtung in  
den Hardtwald gehauen, worauf sich das Übungshaus der Feuerwehr und  
allerlei Turngerüste befanden, die durch einen Wachtposten gehütet wur-  
den. Der Wald erstreckte sich ungelichtet von den Schienen der Maxauer  
Rheinbahn bis gegen Mühlburg hinaus; inzwischen ist die Landstraße aus-  
gebaut und das einst scheinbar entfernt liegende Städtchen-Dorf ein statt-  
licher Karlsruher Vorort geworden.

Auf jener Waldlichtung haben wir manchen Tropfen Schweiß vergossen;  
man war romantisch genug gestimmt gewesen, einen schönen, großen  
Baum inmitten der als Übungsplatz dienenden Waldblöße stehen gelassen  
zu haben, wiewohl der Stamm der mächtigen, wilden Akazie die Be-  
wegungen und Marschreihen erheblich in Zerrüttung brachte. Wie oft lief  
der gute Feldwebel uns hier in langen Zügen auf sich zu marschieren und  
rief: „Kerls, ihr marschieret ja wie Fastenbrettle, wie verrissene Zeitunge,  
wie Agelschwänz' im November!“ Als der Stehschrittmarsch durchaus  
nicht glücken wollte, hob er die weißbehandschuhten Hände gen Himmel  
und steckte verzweifelt: „Steig 'runner, heiliger Petrus, steig 'runner und  
gieß ene (= ihnen) den Parademarsch ein!“ ...

Nach Verlauf einer Woche durften wir uns erstmals im Kriegerkleid auf  
der Straße zeigen. Den Einjährigen war außer Dienst gestattet, eigenen  
schmucken Waffenrock, glatt anliegende Beinkleider, einen leichten Helm,  
ein Seitengewehr, fast eine Art Pierdegen, anzulegen. In der Kaserne



schlafen zu müssen, galt als schwere Strafe für einen Freiwilligen, die nur in seltenen, ernsten Fällen verhängt wurde; eine unsozialere Maßregel hätte kaum verfügt werden können. Wer die Stadt in Urlaub verließ, mußte bei Lochandrohung im Bürgerleide gehen; niemand hätte gewagt, im Soldatenrock einen Ausflug zu unternehmen. Später war so ziemlich von allem das Gegenteil Brauch. Die Erwähnung dieser scheinbaren Kleinigkeiten ist vielleicht zeitgeschichtlich nicht wertlos.

Ich habe keine Schilderung von Erlebnissen während der Freiwilligenzeit jemals zu Gesicht bekommen, vermutlich, weil sie bei der allgemeinen Verbreitung der volkstümlichen Einrichtung für alltäglich gilt. Mit Unrecht. Zahlreiche kulturgeschichtliche Kleinmerkwürdigkeiten könnten und sollten auf diese Weise verewigt werden. Wer selbst Freiwilliger war, dem werden meine Darbietungen verwandte Erlebnisse wachrufen; den Außenstehenden wird manches fremdartig anmuten. Jeder, der nicht bei den Soldaten dienen konnte, ist zu beklagen; niemand soll sich einbilden, sein Volk im Guten und Bösen bis in die Tiefen auszukennen, der nicht im Soldatenstande tätig war; er mag als Arzt, Geistlicher, Beamter noch so sehr „mitten im Volke“ stehen — in Wirklichkeit steht er darüber. Wer nicht als gleicher unter gleichen den ganzen Erdduft von Schweiß, Feldgeruch und Kasernendienst mitgeschwitzt und mitgeatmet, wer nicht in diese guten, langmütigen Herzen Blicke getan, wer nicht unter diesen bösen Anschlägen und Schurkereien mitgeseufzt und mitgelitten hat, dem muß vieles verschleiert bleiben. Darum halte man mir zugute, wenn dieser Abschnitt stark nach hartem, braunem Kommissbrot duftet, wenn ich manches Derbe, Waschechte und Lebenswahre berichte, sollte es gar an die herben Schilderungen eines Grimmselshausen aus dem Dreißigjährigen Kriege gemahnen ...

Rekrutenunteroffizier Kühl, der uns auch „theoretischen Unterricht“ erteilte, fühlte großes Bildungsbedürfnis. War in der Lehrstunde das Notwendigste glücklich heruntergehaspelt, so ward in früher Herbstdämmerung eine von der Zimmerdecke herabhängende Erdölleuchte angezündet, die mit schwächlichem Schein die Stube nebst unserer kleinen Freiwilligenschar beleuchtete, und nun ging's an das — Erzählen! Da konnte ich meinen Mann besser als im Turnen stellen. Mehrfach mußte ich meine Reise nach England und Schottland zum besten geben; unermüdetlich war unser Lehrmeister im Zuhören, wenn ich von der einsamen, meerentflegenen Schönheit der Fingalshöhle sprach. Selbst beim Üben auf dem Turnplatz vor dem Tore kam er zuweilen an mich herangeschlichen, hieß mich den eisernen



Übungsstab niederstellen und flüsterte mir zu: „Also wie war das, Bierordt, mit der Finjalshöhle?“ Gewöhnlich war vor dem Unterrichtszimmer ein Aufpasser aufgestellt, um das gewitterhafte Heransausen des Unterweisungsoffiziers zu erspähen; in solchen Schreckensaugenblicken wurde die Reisebeschreibung jählings abgebrochen und die langweilige „Theorie“ froch mit grauen Spinnenfüßen weiter, bis die Wolke sich verzogen hatte.

Mitte November wurden wir „vorgestellt“ und nach dem „Aberzieren“ in die vorherbestimmten Kompagnien eingereiht. Ich kann mit freudigem Dank auf jenes Jahr zurückblicken; ich hatte wohlwollende, nachsichtige Vorgesetzte, die sich alle Mühe gaben, mich dauernd beim Soldatenstande zu halten; einen Strahlenschein verlieh es mir bei den Unteroffizieren, daß mein Vater einst Offizier gewesen war; da war „der Herr Papa“ vornen und hinten!

Gleich beim Eintritt in den Kompagniedienst ward ich durch Erkältung unwohl und mußte das Zimmer hüten: Hauptmann, Feldwebel nebst Unteroffizieren besuchten mich in väterlich besorgter Weise. Kaum war ich genesen, aber noch etwas frankenzimmerhaft aussehend, als wir vor dem Hauptmann „Parademarsch in Kompagniefront“ machen mußten; ich warf meine Beine fürchterlich heraus, um die Zufriedenheit des beliebten Kompagnieführers oder des „Alten“, wie die Soldaten gerne sagten, zu erringen; ich mußte jedoch einen solchen bis zum Zerrbild überanstrengten Eindruck hervorgebracht haben, daß mein seelenguter Hauptmann mich zu sich rief und mir in seiner gemüthlichen, unverfälscht badischen Mundart sagte: „Strenge Se sich doch net so schredlich an, Bierordt, Sie werde mir ja wieder krank. Sie sehn noch so blaß aus. Sehn Se heim und ruhn Se sich noch e paar Tag aus!“ Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Mit strammem „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ und als hätte ich Angst, sein huldvolles Wort möchte ihn gereuen, machte ich schleunigst kehrt, stellte mein Gewehr in seine Stütze, warf im Hui den Dienstanzug in die Ecke und slog nach Hause, dort auf höheren Befehl häuslicher Ruhe und gemächlichen Lesewerts zu pflegen. So ziemlich ein Vierteljahr der Dienstzeit habe ich daheim krank oder halbkrank gefeiert; in keinem Jahre meines Lebens habe ich so viel gelesen und mich vorab in der älteren deutschen Schauspielwelt umgesehen, als im Soldatenjahre; es fiel gottlob noch in eine glückliche, harmlosere Zeit. War auch das Dienstanweisungsbuch vielleicht weit schichtiger und die Zahl der zu erlernenden „Griffe“ reichhaltiger, so soll dafür später eine fast unheimliche, ans menschenmögliche grenzende An-



Spannung aller Kräfte verlangt worden sein. Damals standen noch die Augen Bismarcks und Moltkes offen und man fühlte sich im Schatten solcher Brauen sicher wie in Abrahams Schoße! . . .

In der Kompagnie gab es ungezähltes Antreten und Verlesen. Ein großer Teil der Zeit wurde mit Warten und Herumstehen und wieder mit Herumstehen und Warten hingebacht; man kann sagen: im wesentlichen bestand und besteht das Soldatengeschäft im Warten der Dinge, die da kommen sollen. Eine geschlagene halbe Stunde vor jedem angefügten Dienste mußte bereits angetreten werden! Vor Ausmärschen war es ein Unsinn, wenn die Mannschaften in voller Feldmarschaurüstung sich schon durch zweckloses Stehen im Hausflur ermüdet hatten.

Anfang Dezember mußte ich die erste Wache „brennen“. Ich stand an frostglühendem Wintertage vor dem Schloßeingang und schirmte meinen Landesherrn vor Gefahren. — Meine ganze Familie, einschließlich der Dienerschaft, zog an meinem Schilderhause vorüber, um dieses großen Anblicks zu genießen! Behaglich war das Auftauen der kältestarren Glieder am hießsprühenden Eisenofen der Schloßwachtstube, wenn auch die unter den Pritschen sich herumtummelnden Ratten die Gemütlichkeit nicht zu erhöhen imstande waren. Jeder Freiwillige mußte dreimal als „Gez meiner“ und ebenso oft als „wachhabender Gefreiter“ die Wache beziehen. So kam ich gleich darauf auf die „Stoßwache“ in der Kaserne; dort vergnügten sich die auf der Pritsche hingestreckten Grenadiere zur Unterhaltung damit, daß sie an die tabakrauchgeschwärzte Decke des Wachtraumes mit unheimlicher Fertigkeit hinaufspuckten, was dann als erfrischender Morgentau wieder vom Himmel herniederfiel. Die Stoßwache stellte den Posten auf dem Turnplatze vor dem Mühlburger Tore; dort hatte ich von 8—10 Uhr abends und von 2—4 Uhr morgens die Turngeräte zu bewachen. In später Abendstunde kamen meine guten Eltern aus der Stadt durch das Gehölz und steckten ihrem einsamen Sohne zum Trost etwas Schnabelkendes zu. Die Stunden zwischen Mitternacht und Tagesanbruch sind die unangenehmsten zum Wachtsitzen; da wirken, zumal im Walde, die ungeheure Verlassenheit und Stille bedrückend. Zwei Stunden lang wanderte ich mit Gewehr über und trug, um mich bei Mut und Wachsamkeit zu erhalten, mit lauter Stimme Freiligrathsche Gedichte mir selber vor, das Feuerwehrübungshaus umstapfend.

Am unheimlichsten war das Postensitzen draußen am „Wagenhaus“, das von der längst niedergerissenen Friedrichstorkwache — am hentigen Wendelssohnplatz — aus versehen wurde. Dort lehnte das Schilderhaus



an die graue Mauer des alten Kirchhofs. In regenschütternder, stürmischer Zännernacht von 1878 drückte ich mich stundenlang in das rotgelb gestrichene Schilderhäuschen hinein, indes der Wintersturm in den Holzschindeln, womit die Wetterseite des Wagens und Geschirrhäuses versichert war, raste, wie wenn hinter mir im Friedhofs die Knochen mitternächtlicher Grabentstiegener rasselnd aneinander klapperten . . .

Ausmärsche bei strenger Kälte hatten mir Frostbeulen erzeugt. Man sagte mir, das beste Mittel dagegen sei, die Füße in heißen Leim zu stellen! Ich versuchte dies, ließ aber absichtlich die erkaltende Kruste sich um die Füße kristallisieren. Aus braundunkler Glitsche bildeten sich zwischen den Zehen die zierlichsten, entenhaftesten Schwimmhäute, womit ich mich in die Stiefel zwängte und, zum Erbarmen plattfüßig, in die Kaserne gewatschelt kam. Mein Anschlag glückte völlig; ich rief das lebhafteste Mitgefühl aller Vorgesetzten wach, die mich ungesäumt heim ins Bett sprachen. Zu Hause löste ich in warmem Wasser den erstarrten Brei wieder auf und hüpft' munter auf menschlich gebildeten Fußgestellen umher.

Kompagniefeldwebel war der brave, ehrliche Hesenauer, der auf den Schlachtfeldern von 1870 zu dieser Würde bereits emporgestiegen war und als solcher seither unter Hauptmann von Böcklin gedient hatte. Hauptmann und Feldwebel verkehrten, natürlich mit dem gehörigen Abstände, wie alte Kriegsgenossen miteinander, die sich in schwerer Zeit gegenseitig erprobt hatten. Vor den Herbstübungen wurde der uns bereits bekannte Rekrutenfeldwebel Neudold, ein ebenso biederer Mann, unser eigentlicher Kompagniefeldwebel. Bizfeldwebel war ein langer, dicker, speckglänziger, den Gottheiten Bacchus, Gambrinus und der Venus sehr ergebener Falstaff, der, wie zum Selbsthohne, Fromm hieß. Meine beiden Unteroffiziere, Dimer und Kurze, in deren „Korporalschaften“ ich abwechselnd diente, waren mir freundlich gesinnt. Ab und zu spendete ich ein kleines Geschenk, weil solche nach dem Sprichworte die Freundschaft unterhalten; aber von großen „Schmieralien“, wie sie gleichzeitig bei den Reitern und den Geschütztruppen im Schwange waren, konnte keine Rede bei uns sein. Dies hätte der rechtlich denkende Feldwebel Hesenauer nicht geduldet, von dem ich bloß einmal sah, daß er sich im Zorne zu einer häßlichen Handlung hinreißen ließ: Beim „Löhnungsappell“ hatte der Hauptmann gefragt, ob irgendeiner noch etwas zu fordern habe; da bei solchem Anlasse die von Hause gekommenen Päckchen, Geldeinzahlungen u. dgl. offenkundig mit Nennung der Summen ausgehändigt wurden, trat ein Neuling vor und behauptete, daß ihm der eingetroffene Zuschuß nicht aus-



gezählt worden sei! Der Unvorsichtige hätte den Feldwebel unter vier Augen an ein bloßes Vergessen erinnern sollen und alles wäre gut gewesen. Nun stellte der Hauptmann erstaunt den Feldwebel zur Rede, wie das komme. Dieser, glühtrot vor innerer Erregung und Unwillen, daß man ihm eine Ungenauigkeit zutrauen könne, entschuldigt sich des Versehens halber. Nachdem die Kompagnie weggetreten war und der Herr Hauptmann sich entfernt hatte, ließ der Feldwebel kraft eigener Machtvollkommenheit alle Mannschaften im Kompagniebereich abermals antreten und den soldatistischen Brauches noch Unkundigen, der die Beschwerde gewagt hatte, vortreten und versezte ihm eine Ohrfeige, deren Schall mir heute nach vielen Jahren noch im Trommelfelle knallt; kein anderer hat sich je wieder beschwert!

Bei den Soldaten meiner nächsten Umgebung — ich darf es ohne Selbstruhm sagen — war ich sehr beliebt; ich verstand, ihnen auf der Wachtstube Geschichten zu erzählen und zeigte menschliche Wärme für ihre Persönlichkeit, ihr Heimatdorf, ihre Beschäftigungen zu Hause. So fand ich eines Tages zufällig jenen feldwebelbeohrfeigten Neuling in Tränen aufgelöst auf seiner Bettstelle sitzen; er hieß Ehrlinspiel und entstammte dem reichen Hanauerlande; seine Gefährten hänselten und verspotteten ihn: „Disch wohl e Mädle, daß de so greinscht!“ Der Armste litt unsäglich an Heimweh. Ich meinte, es gehe ihm hinderlich und bot ihm insgeheim Geld an, daß er sich Eswaren kaufen könne. Dankend lehnte er mein Anerbieten ab und ich ersah künftig aus den Auszahlungen der von Hause gesendeten Beträge, daß mein junger Schügling der wohlhabendste seiner Genossen war. Durch meine menschliche Teilnahme hatte ich von Stund an einen so ergebenen Mann an ihm, daß er mir alle erdenklichen Aufmerksamkeiten erwies. Ich merkte meine Beliebtheit besonders daran, daß, sobald ich in die Kasernenstube trat, fast alle Bewohner sich mit mir zu schaffen machten, mir beim Aus- und Ankleiden behilflich waren und, da ich einen ziemlich achtlosen „Wichser“ (Pugburschen) hatte, mit Bürsten, Lappen und Wichsbüchsen an meinen Kleidern und Stiefeln herumwirtschafsteten, bis ich fein säuberlich, wie aus dem Schächtelchen dasand. Dann und wann beglückte ich einen der Eifrigsten mit einer Zigarre; wiewohl selbst Nichtraucher, hatte ich stets einen gespickten Behälter in der Tasche stecken — Glimmstengel sind ja Zauberstäbe! Meine waren, offen gestanden, die billigsten, deren ich habhaft werden konnte; beim Rauchen tut die Einbildung das Beste, und so wirkten sie Wunder und mundeten vorzüglich; ich hörte mit stillschmunzelnder Genugthuung, wie hinter meinem



Rücken ein Grenadier zum andern sagte: „Du, die ist vom Bierordt, die muß man mit Verstand rauchen!“ — —

Meine äußere Erscheinung hatte sich seit meinem Dienstantritt völlig verändert: war ich früher langhaarig und bartlos, so besaß ich nun wenig Haupthaar mehr, trug aber dafür einen Schnurrbart, „ein ganz respektabiles Gewächs“, wie es ein Vorgesetzter zu betiteln beehrte . . .

Viel besuchte ich in jenen Zeiten ein betagtes, mir verwandtes Ehepaar: den alten, zur Ruhe gesetzten Pfarrer Zimmer und seine Frau. Saß der schöne, greise Pfarrherr mit großen Augen und weißem, emporgestrafftem Haar in seinem Lehnstuhle, gleich er auffallend dem Bilde des alten Goethe, wie es, aus der Boissieréschen Sammlung stammend, im Museum zu Köln an diebsficherer Kette hängt. Seine Gattin spann, eifrig den Finger nehend, am surrenden Spinnrad — ein gemütliches Hausbild alter Zeit. Zimmer, noch ein Schüler Hebels, von dem er mit Verehrung und Wärme sprach, war ein Geistesfeher und Traumdeuter und hatte fast allnächtliche Zusammenkünfte mit dem Teufel und seinen Höllengeistern, wobei es stürmisch herging, was man am Tage dem fühlverständigen, klugen Mann nicht angesehen hätte. Seine Schwägerin, die ihr Bett neben seiner Schlafkammertüre stehen hatte, wurde nicht selten durch ungestüm nach der Wand geschleuderte Bettkissen aus ihrem Schlummer geschreckt: da wähnte der Geistermann nebenan, sein Bett werde zur paradiesischen Insel, seine Stube zu ringsum brandendem Meere verwandelt und der Satan nahe sich bald in Gestalt von Seedracen, bald von verführungslistigen Mädchen; und mit Gewalt warf er eines seiner Federkissen, das sich ihm feherisch zum Felsblocke versteint hatte, dem höllischen Versucher an den Schädel. Der seltsame Pfarrherr hatte seine Gesichte vom zwanzigsten bis zum siebzigsten Lebensjahre sorgfältig aufgeschrieben, sie sogar als umfangreichen Band im höchsten Greisenalter drucken lassen und an alle Schulen des Landes geschickt, obwohl der Inhalt durchaus nicht immer für Schulzwecke geeignet war; mancher Lehrer sandte es in sittlicher Enttäufung zurück; trotzdem lebte und starb Zimmer des unerschütterlichen Glaubens: sein Werk werde dereinst als Schulbuch eingeführt werden! Der merkwürdige Schwärmer ist völlig vergessen; seit 1879 deckt ihn die Erde. —

Auch bei dem preussischen Kriegsgerichtsbeamten, Geh. Justizrat von Sillern, einem väterlichen Freunde, verbrachte ich manchen Abend. Sillern, der, als Stockpreuße, nie vom „Kaiser“, sondern stets mit schlesischem Mundartansflug vom „Kenig“ sprach, pflegte zu sagen: „Unser alter Kenig



Wilhelm hat eben gar kein Herz. Wenn wir ihm Straffälle unter Zuhilfenahme milderer Umstände vorlegen, erhört er niemals unser Gesuch, sondern verschärft sogar die Strafe noch; ihm ist jedes militärische Vergehen ein Schwerverbrechen. Glauben Sie mir“, betonte der milde, gerechte Mann immer wieder, „unser König hat eben kein Herz!“ Zum ersten Male hörte ich aus wissendem Mund ein solches Urteil über den alten, allbeliebten, für milde geltenden Kaiser Wilhelm den Siegreichen . . .

Von Mitte Februar bis Ende März war „Kompagnieerzieren“, die schwierigste Zeit für den Soldaten, der Prüffeld für den Hauptmann. Auf kaltem, bereistem Grasboden des großen Übungsplatzes im Hardtwalde stellten wir ungezählte Stunden in „langsamem Schritt“ wie Kraniche über das spärlich sprossende Frühjahrsgrün und stampften im Stechschritt nieder, was da keimen wollte. Sogar „Kompagniekarrees“ gegen feindliche Reitermassenangriffe wurden noch fleißig eingeübt. Wenn unser guter Hauptmann vom Gaul herab seinem Feldwebel über die Köpfe der Kompagnie zurief: „Hesenaue, das Ganze nach dem Ausgang zu sammeln!“ und auf seinem Fuchs in leisem Galopp über die grasige Fläche dabonsprengte, atmeten alle leichter auf und hatten das Gefühl, als ob dem vielgeliebten „Alten“ das Befehlswort „nach dem Ausgang zu“ gleichfalls das willkommenste sei.

Nach Schluß der Kompagnieübungszeit erhielt ich mit meinem Schicksalsgefährten Spieß die funkelnden Knöpfe des Gefreiten oder, wie man früher schöner sagte, des Gefreiten. Ruhn, der Israelit und zudem kein glänzender Soldat war, rückte nicht vor. Ich muß gestehen, ich betrachtete ihn mit einem Anflug stillen Neides; so unerhört es klingen mag, so wahr ist es: ich hatte keine rechte Lust, befördert zu werden. Mein Soldatenehrgeiz war noch geringer als mein Bürgergeiz. Solange ich unabhängig von andern bin, ist mir alles recht, und ich kann neidlos verschmähen, was andern als das erstrebenswerteste Ziel vorschimmert. Später wäre ich gar zu gern Diefeldwebel geblieben und bin lediglich, äußerem Zwange folgend, da ich die Offiziersprüfung abgelegt hatte und vor allem als Offizierssohn den Anstand wahren mußte, Reserveleutnant geworden; als „Dize“ hatte ich in Unterkünften und Dienstleistungen nahezu die Annehmlichkeiten einer Offiziersstellung ohne ihre Verpflichtung und Verantwortung; ich hätte jederzeit die äußere Ehre der Stellung dem inneren Behagen ohne Besinnen geopfert.

Als Gefreiter hatte ich die Wonnen des „Korporalschaftsführers“ zu kosten; für einen, der nicht in der Kaserne wohnte und seine Mannschaft



überwachen konnte, war dies fast ein Ding der Unmöglichkeit. Nun mußte ich schlechter Turner selber vorturnen! Groß war ich auf anderm Gebiet: in der Erteilung von „theoretischem Unterricht“ an meine Korporalschaft; da kam mir meine Schulmeistergabe zustatten. Feldwebel Reudold meinte mit schmeichelhaften Worten: „Ich muß Ihnen sagen, Bierordt, so etwas habe ich in meiner langen Dienstzeit noch nicht gehört; das geht Schlag auf Schlag.“ Sogar der Hauptmann kam persönlich auf die rühmende Meldung des Feldwebels, um sich von dem Wunder selbst zu überzeugen. Die größte Mühe des Soldatenlehrmeisters besteht darin, die Ungelenkheit der Denkfähigkeit seiner Schüler geschmeidiger zu machen. Nach Bismarcks Tode ging als Seltsamkeit durch alle Blätter die Nachricht, daß ein Offizier in der Lehrstunde seine Leute nach dem großen Toten und seiner Bedeutung für Deutschland gefragt und die absonderlichsten Antworten, wie „Bismarck war der letzte Papst“ erhalten habe! Ähnliches habe ich häufig erlebt. Man sollte voraussetzen, daß in dem kleinen Baden jedes Landestkind die Namen des staatsleitenden Fürsten und seiner Gemahlin gegenwärtig habe. Weit gefehlt! Mehrfach habe ich gefunden, daß Leute vom Lande den Rufnamen des Großherzogs nicht kannten, und auf meine Frage: „Wie heißt die Gemahlin des jetzigen Großherzogs von Baden?“ ward mir das abenteuerliche Gemengsel: „Ihre Kaiserliche Hoheit Prinzess Eugenie“ zur Antwort!! Vielleicht hatte der Mann etwas von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Wilhelm von Baden oder gar von einer Erzkaiserin Eugenie läuten hören, was er in wildwüchsiger Vorstellung wirksam und sinnreich verschmolz. —

Feldwebel Hesenauer, der gerne Zeichen seiner Gunst spendete, war nicht zufrieden mit mir, weil ich fast niemals um Urlaub einkam. Die Hauptleute wünschten, daß ihre Einjährigen viel in Gesellschaft und Theater gingen. Ich aber war froh, abends meine Ruhe zu haben und früh ins Bett zu kommen. Auch war es zu kläglich für einen, den die Natur nicht zum bewundernden Hedenbildler geschaffen hat, sich in der Jacke des Freiwilligen von den Herrn Leutnants an die Wand drücken und die anzmutigsten Länzerinnen wegschnappen zu lassen. (Bei einer Offiziershochzeit wurde mir leidlich schlankgewachsenem, vorstellfähigem Menschen eine Zwergin als Dame zuteil, weil man die Mißgeburt keinem Offizier zu geben wagte und der Einjährige dafür gut genug war . . .) Nur dem größten Zwange nachgebend, ging ich in die „große Welt“. Einem Hausball im eigenen Heim, dem sogar der Held von Ruits, der gefeierte General von Werder, beiwohnte, konnte ich nicht ausweichen; daß dieser



berühmte Heerführer bei uns verkehrte, verlieh mir in der Kompagnie ein wahres Hochbild, das ich möglichst auszubenten beflissen war . . .

Vor Ostern rief mich der Feldwebel etwas unwillig in seinen Amtsraum: „Jetzt haben Sie den ganzen Winter keinen Theaterurlaub genommen und sind wieder der einzige, der um keinen Tag Osterurlaub eingekommen ist — ich gebe Ihnen jetzt sechs Tage Urlaub; machen Sie, wohin Sie wollen, eine Osterfahrt!“ Also zu einer Reise auf höheren Befehl verurteilt, begab ich mich — natürlich in bürgerlicher Kleidung — mit einem gleichaltrigen Verwandten nach dem malerischen Lauffen am Neckar; war es doch mein heißer Wunsch, Hölderlins Geburtshaus zu besuchen! In Weinsberg sprachen wir bei Theobald Kerner, Justinus Kerners Sohne, vor und ich legte den Grund zu einer viele Jahre dauernden Freundschaft. In einem der buntfensterigen Zimmer des Kernerhauses hing das Bild einer Frau von wunderbarer, elfenhafter Schönheit; bezaubert fragte ich den breitschulterig gedrungenen, breitschwäbisch redenden, immer zu Wit und Schalkhaftigkeit aufgelegten, damals schon über sechzig Jahre zählenden Hausherrn mit erhobener Stimme: „Lebt dieses herrliche Bild?“ Und siehe, gleich einer Erscheinung aus höherer Welt trat das Urbild in blendender Schöne hinter einer Efeuwand hervor, mit beglücktem Lächeln dem ahnungslosen Huldiger die feine, weiße Hand reichend. Ich glaube, von diesem ersten, bühnenwirksamen Augenblick an keinen kleinen Stein im Brette bei Frau Else gehabt zu haben! Fast Jahr für Jahr bin ich wieder gekommen und kann der Gastfreundschaft jenes Hauses ein hohes Loblied singen. Einen treueren Sohn, der ehrfürchtiger das Andenken seiner Eltern gepflegt und im Geiste väterlicher Überlieferung andächtiger gelebt hätte, als Theobald Kerner, hat es nie gegeben; wer zu ihm kam und sich als Verehrer seines Vaters auswies, war wie ein alter Freund empfangen, dem ward von dem unermüdlichen, unverdrossenen Sohne das mit Sehenswürdigkeiten erfüllte Dichterhaus gezeigt. Es stand wie ein Feenhäuschen mitten in einem Garten, dessen Gebüsch vom Schalle windgeläuteter Aolsglöckchen geisterhaft tönten.

Herrlich war der Sonnenuntergang auf der Weibertreu, urgemütlich der Abend in der „Traube“ mit Theobald, den wir in der Herzensfreude über die neue Dichterbekannntschaft und alles trunken geschauter sogar mit Sekt bewirten zu müssen glaubten . . . In der nächsten Frühe ging es zu Fuß über einen Berg nach Heilbronn hinab, aus dessen Tale die Karfreitagsglocken feiervoll herausschallten . . . Das turmbewehrte Wimpfen, von



ragender Brustwehr stolz herniederblickend, entzückte die Wanderer mit seiner alten Kirche unten am Neckar. Auf einer Fähre setzten wir über und wanderten unter blauem Himmel und schneeweißer Baumbllüte bis Neckarselz auf der Landstraße, von wo des Abends uns nach schöner, alter Sitte der Postwagen unter schmetternden Hornklängen des Postillions nach Eberbach brachte. Wie prächtig fuhr es sich dann an sonnigem Sonntagsmorgen hoch auf dem Boche der gelben Postkutsche durch blühendes Tal nach Neckarsteinach! Der Dilsberg ward in Eile erklimmen, danach im Kahn flußhinab bis Neckargemünd gerudert und zuletzt im offenen Wagen nach Heidelberg gefahren. Ein Gang durch den Schwesinger Schloßgarten und eine Wallfahrt zum Dom von Speier krönten den Ausflug — alles in gehobener, bewegter, angeregter Stimmung. Überall Frühlingssonnenschein, Blühen und Erwachen! Man war jung, kräftig, gesund, wanderfelig; das Herz geht mir auf, wenn ich an jene glücklichen Fahrts- und Marschstage zurückdenke; sie sind durch spätere ähnliche Erlebnisse der Hochschülerzeit keineswegs verdrängt worden, im Gegenteil, sie glänzen gleichsam durch diese hindurch, wie eine fern entrückte, verschwebende Traumlandschaft durch silbernen Schleier zu dem sehnsuchtsvoll die Arme nach ihr Breitenden herüberschimmert. So war ich dem Feldwebel hinten nach doch dankbar für den erst so unwillkommenen Osterreichszwang . . .

Daheim wurden die Überschwenglichkeiten mit Felddienstübungen, Feldwachstellen in umliegenden Dörfern, mit Streifwaghängen und Scheibenschießen wieder auf das richtige Maß herabgeschraubt.

Im Juli hatte das Regiment große Tagesübung mit Abkochen auf den Feldern um das benachbarte Dorf Bulach. Nach ermüdendem Vormittagsgefecht lagerte unser Bataillon um die Kirche des Ortes. Die Gewehre waren in Pyramiden zusammengesetzt; Kochlöcher wurden gegraben; Feuer loderten; das Wasser quirlte, das Fleisch brogelte in den Blechkesseln. Doppelt herrlich munden Hungrigen und Müden Fleisch und Kartoffeln aus kriegsmarschmäßiger Feldküche. In den Mittagsstunden wurde bei glühender Hitze gerastet und auf hartem Erdboden Schlummer gehalten. Neben an lag der Kirchhof mit auffallend schönen Reimsprüchen auf Kreuzen und Steinen. Der Herr Bizefeldwebel und ein Unteroffizier hatten fürsorglich etliche Flaschen Wein mitgenommen, die sie in die Kirche schleppten, wo sie erquicklichere Kellerröhle vermutet haben mochten. Über einem Holzstuhle hing das liegengebliebene Gewand eines Wespdieners. Kaum hatten die fettschwimmenden Schweinsänglein des „Bize“ dieses Kleidungsstück erspäht, so hatte der Kerl sich schon damit verbrämt und



in den Beichtstuhl gesetzt. Der Unteroffizier, gleichfalls ein Spafsvogel, spielte Beichtkind. Bei einem solchen Beichtvater war es nicht schwer, für die schlimmsten Sünden Lossprechung zu erlangen. In lustigem Beichtspiele, Sünden bekennend und Sünden vergebend, leerten sie die Flaschen, toll einander zutrinkend. Wahrlich, ein Bild, das Grimme's Hausens „Simplissimus“ keine Schande gemacht hätte! Gut, daß die wenigen Zeugen verschwiegen waren, sonst hätte die Fortsetzung des Spieles unter Umständen im Zuchthause geschehen können . . .

In Stunden der Waffenruhe liebte ich, allein oder mit einem Gefährten ins nahe Beiertheim zu gehen, um in den Wellen der Alb Kasernendunst und Ackerschollenstaub abzuspuhlen; von jeher war es mein Vergnügen, in offener, freier Landschaft zu baden und zwischenhinein den Leib in blumendurchsprinkeltes Gras oder in flüsternde Kornhalme zu strecken. In gemietetem Kahn ward eine idyllische Fahrt durch wehende Wiesengräserflur unternommen.

Kurz vor dem Austrücken in das Herbstübungs Gelände war noch Kompagnieübung angesetzt. Beim Heimmarsch „ohne Tritt“ winkte mich der Bizfeldwebel, der an der „Queue“ hinterher humpelte, zu sich, indem er die aufgetragteste seiner Launenlarven aufsetzte und, mich ausholend, also begann: „Hätten Sie keine Lust, beim Militär zu bleiben, mein lieber Bierordt? Der Herr Papa war doch auch Offizier, und unser Herr Hauptmann tät' es so gern sehen, wenn Sie sich dazu entschließen würden.“ Ich versetzte ihm mit der für Untergebene geziemenden Höflichkeit, daß ich die Absicht hegte, zu studieren. Da meinte er herausplägend: „Ja, studieren, studieren, das ist ja schön und recht, aber einmal müssen Sie doch die Bücher ausgelesen haben“. (!) Dabei machte er eine unnachahmliche Armbewegung, indem er beide Hände einen Meter weit auseinanderhielt, wie um die Breite eines Bücherschafes zu verbildlichen; vermutlich hatte er irgendwo drei Duzend Einbände nebeneinander stehen sehen, die er für den Gesamtbücherschatz der Welt halten mochte. Es gelang der Geschicklichkeit dieses Diplomaten nicht, mich für eine kriegerische Laufbahn zu entscheiden.

„Manöver!“ Herbstübung, du Erlöser des Soldaten aus langweiligem Kleinmeistereidienste, du trittst in die Einförmigkeit des Besatzungslebens dem vielgeplagten Kasernenmenschen so willkommen herein, wie dem amtsstubenverhoßten Kanzleibeamten eine lüftende Karlsbader Wasserkur! Du halber Krieg mit Abwechslungen, Abenteuer, Unterkunftsnoten, ohne blutige Gefahren, laß mich einige Bilder aus dir flüchtig entwerfen!



Nach stark abkühlenden Regengüssen hatte sengende Glut eingesetzt, als wir uns beim Morgengrauen des 27. August 1878 auf dem Kasernenhof aufstellten und durch die Kaiserstraße freudig gestimmt zum Durlacher Tore hinausjogen. Hier und dort winkte hinter dem Vorhängchen ein betrüblich zurückbleibender Schatz seinem austrückenden Grenadier einen verstoßenen Abschiedsgruß zu. Noch verband der stattliche Pappelbaumweg Karlsruhe mit Durlach. In der Frühstunde schritt es sich herrlich, trotzdem man den gerollten schweren Mantel noch, wie einen atembeklemmenden Wulst, quer über die Brust trug; ich kam mir wie ein schlangenumringelter Laotöon vor. Mit steigender Sonne wurde der Marsch minder angenehm, aber die Rast im Baumschatten an Straßenrainen bei zusammengestellten Gewehren erquickte wieder.

Unzählige Male klang von den Soldatenlippen meines Regiments ein Volkslied, das jetzt verhallt zu sein scheint; daheim in der Kaserne, beim Kartoffelschälen und Gewehrputzen, draußen auf Ausmärschen in den Sandwirbeln der Heerstraße, gleichsam zum Troste gesungen, ertönte das entschiedene Leiblied unserer Grenadiere, „Die Reise nach Jütland“:

Ich reise nach Jütland,  
 O wie fällt es mir so schwer;  
 O du einzig schönes Mädchen,  
 Wir sehn uns nicht mehr.

Und sehn wir uns nicht wieder,  
 Ei, so wünsch' ich dir viel Glück,  
 O du einzig schönes Mädchen,  
 Denke oftmals zurück.

Am Sonntag am Morgen  
 Stand der Hauptmann vor der Thür:  
 „Guten Morgen, ihr Soldaten,  
 heut marschieren wir.“

Ach, warum denn grade heute?  
 Ach, warum denn grade heut? —  
 Denn es ist ja heute Sonntag  
 Für uns alle junge Leut'!

Der Leutnant sprach leise:  
 „An mir ist keine Schuld;  
 Denn der Hauptmann, der uns fähret,  
 hat keine Geduld.“



Stand ein Schifflein am Strande,  
Schiffet hin und schiffet her,  
Als ob im fremden Lande  
Keine Rettung mehr wär'!

War dies Lied beim Dahintrotten auf der Landstraße wieder einmal hinausgeschmettert und es fühlte ein Lustigmacher im Orange jugendlichen Übermuts das Verlangen, bemerkbar zu werden, haspelte er unter schallendem Beifall und Mitjuchzen seiner Gefährten in raschem Zeitmaße herunter:

Und wieder ein Liedel gesungen  
Auf eine neue Weis';  
Wohl hinten auf dem Buckel  
Da heißen mich die Läuſ';  
Wohl unterm linken Arm,  
Da heißen mich die Flöh'  
Und auf dem Buckel marschirt  
Die ganze Armee:  
's ist einer von ihnen gestorben,  
Sie legen ihn ins Grab  
Und marschieren wie der Teufel  
Den Buckel auf und ab. — —

In Ulstadt bei Bruchsal, unserm ersten Nachtlager, führte mich der Unterkunftgeber, der, mit langem Apostelbart und großem Speicherschlüssel in der Hand, an den heiligen Petrus gemahnte, halbsbrecherisch eine Hühnersteige zum Bodenraum hinauf, der von Brathize wie ein Siedekessel der Hölle glühte. Da sollte ich unter sprühheißen Dachziegeln in berg-  
hohem, flaumweichem Federbette Schlummer finden! Ich bat, mich nachts auf den Tisch im Eßzimmer strecken zu dürfen.

Gemütlicher war die Unterkunft in Leimen bei Heidelberg, bis wohin wir uns am zweiten Tage weiterschleppten. Dort umgab mich die ganze, nur aus Frauenzimmern bestehende Hausfamilie: Großmutter, Mutter und zwei Töchter, reizende Landmädchen, als ich mich anschickte, große Waschung vorzunehmen. Sie wankten und wichen nicht, und ich dachte: wenn es euch recht ist, kann es mir auch recht sein. Als ich aber Hals und Rücken zu entblößen begann, trieb die züchtiger empfindende Großmutter alle zum Tempel hinaus: „'naus, 'naus, ihr Mädle, der Soldat will sich wasche!“

Ein mühseliger, harter Marschtag war von Leimen über Heidelberg und in flimmernder Sprühhize auf baumloser Landstraße, an Ladenburg



vorüber, nach dem Neckardorfe Feudenheim bei Mannheim. Braungrauer Staub hatte wie mit Riesenspinnweben uns überzogen. Auf diesem Feudenheimer Marsch erlebte ich die Nacht des Zwangswillens an mir: indes ich, Staub auf Lippen, Staub auf Wimpern, Staub auf Kleid und Waffen, hinter dem wie von Aschenregen umflorten Fahnenträger dahinschlich und manchen um mich her ohnmächtig nieder sinken sah, zwang ich mich mit fast wahnwitziger Gewalt zu dem Glauben: ich bilde mir die höllenhafte Umgebung bloß ein und liege in Wirklichkeit in einem kühlen Felsbecken unter dem säubenden Strahl eines Alpenbaches. Der berückende Selbstwahn wirkte derart mächtig in mir, daß ich stundenlang den Teufelsstrahlen der Bluthitze siegreich Widerstand leistete ...

Niemals habe ich mich so sehr als Stück meines Volkes gefühlt, wie auf Übungsmärschen, wenn ich den urgründigen Schweißduft meiner Gefährten geatmet habe: im Ernstfall hätte ich mich in Gemeinschaft mit meiner schicksalverhängten Umgebung willig geopfert, ja mit einem gewissen Lustgefühl mein Blut mit dem ihrigen über ein Schlachtfeld zusammen rinnen lassen; so sehr fühlte ich mich selbst als Scholle deutschen Ackerlandes ...

Aus der Mannheimer Gegend zog sich das Kriegsspiel durch das Neckartal dem Städtchen Medesheim zu. Urämliche Unterkünfte, urwüchsige Bauernbekanntschaften, grausige Gewitternächte, dann wieder stilles Lager am Sonntagmorgen bei fernem Glockenklingen in morgensonnigem Walde mit netten Genossen wechselten in buntem Reigen — es war eine schöne, schöne Zeit!

Am 17. September 1878 wurde bei Grombach die Veitwacht mit ihrem Reiz und Zauber bezogen; eine Veitwacht in schöner Sommer- oder Herbstnacht gehörte zu den herrlichsten Erlebnissen. Die Lagerfeuer flackern, die Dunkelheit bricht ein; die ernsten, in düstere Mäntel gehüllten Gestalten sammeln sich zu Nachtverles und Abendgebet; die Trommeln wirbeln, die Musik spielt den Zapfenstreich; ein ergreifendes Nachtlied steigt auf Posaunenschwingen aus finstern Talgrunde zum Himmel empor; der Mond schwebt über duftblaues Waldgebirg und übersilbert das nächtliche Kriegsbild.

Über Eppingen und Gondelsheim ging es wieder Karlruhe zu, dessen fernüber blinkende Kirchtürme mit ähnlichem Sehnsuchtsgefühl erspäht wurden wie die Mauern Jerusalems von den Kreuzfahrern ...

Die Urlauber freuten sich, in den nächsten Tagen in ihre Heimat zu dürfen; wer noch weiterdienen mußte, freute sich auf eine Reihe dienstfrei



wintender Tage, die nach den Herbstübungen einzutreten pfliegen; die Freiwilligen freuten sich auf die goldene Borte des Unteroffiziers — silberne wurden erst später eingeführt —, die zugleich das Sinnbild ihrer Befreiung vom Soldatenjahre bedeuteten; und ich freute mich fast mehr noch als über das goldene Halsband — nach dem Ungemach der schauerhaften Dorfbetten auf meine altgewohnte Lagerstatt, in die ich, voll satter Befriedigung, mich allabendlich schon mit den Hühnern, selig der überstandenen Mühsal, legte; immerzu hätte ich mit May Piccolomini jauchzen mögen:

„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat  
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit ...“